

Aus den Erinnerungen eines Teilnehmers an der Gründung Mariannhills.

---



## Aus den Erinnerungen eines Teilnehmers an der Gründung Mariannahills.

Will man versuchen, eine Geschichte Mariannahills zu schreiben, so muß man bis nach Mariastern in Bosnien gehen, denn von dort kamen die ersten Missionare unserer Kongregation nach Südafrika. Wir waren in Mariastern bei Banjaluka ganz zufrieden und hatten uns dort nach vielen Mühsalen eingerichtet und dachten nicht an eine Mission drunter in Natal. Damals gehörte Bosnien noch den Türken und unser dortiger Oberer, der Gründer von Mariastern, P. Franz Pfanner, hatte mit den Moslemen manch harten Strauß auszu-



Die 3 ersten Zöglinge von Mariannahill, die zur Bischofsweihe am 15. August 1922 aus weiter ferne herbeieilten.

fechten. Als die Österreicher das Land okupierten, schöpften auch wir neue Hoffnungen und hegten große Erwartungen für die Zukunft. Viele Türken wanderten aus und wir konnten verhältnismäßig billiges Land erwerben, aber mit der Bezahlung stand es trotzdem schlimm, denn die Verkäufer heissten die Bezahlung in barem Gold. Die Schuldenlast wuchs beträchtlich. Im Jahre 1878 ging P. Franz auf das Generalkapitel des Ordens nach Frankreich. Von dort kehrte er mit der überraschenden Neuigkeit zurück, daß er eine Neugründung am Kap der guten Hoffnung in Südafrika zu gründen gedachte. Ein Bischof von dort suchte Missionare und sei besonders auf die Ordensleute von Mariastern aufmerksam gemacht worden. Die übrigen Vorsteher der Klöster des Ordens hätten nicht genügend Kräfte und so habe er sich angetragen. Der Bischof sei bereit, die Schulden Mariasterns zu bezahlen, was P. Franz sich zur Bedingung gemacht habe und wer Lust verspüre, mit nach Afrika zu gehen, solle sich melden. In Mariastern herrschte begreifliche Erregung. Die meisten Mitglieder wollten mitreisen; aber P. Franz hielt Auslese. Kurze Zeit darauf hieß es, daß Bischof Dr. Ricards auf Kollekte nach England, Irland und Deutschland käme. Es erschien eine kleine englische Broschüre, auch in deutscher Übersetzung herausgegeben, wonach die Mitglieder des reformierten Esterzienser Ordens, zu denen auch P. Franz mit den Seinen gehörte, die Heiden in Südafrika sollten belehren helfen. Sie befämen, so hieß es, ein Land von außergewöhnlicher Fruchtbarkeit (die Dicke der Humusschicht war sogar angegeben), und es bestünde Aussicht, auch für diese Mission noch ein anderes Land zu erwerben, das im Tambusiland liege und noch größer sei als das schon gekaufte. Wer wollte bei solchen Aussichten da nicht zugreifen? Auch später wurde noch von dem Bischof in einer Flugschrift der Name der alten, zerfallenen Abtei Dumbrody angegeben, wonach die Neugründung genannt werden sollte. Man war damals sehr harmlos und vertrauensselig. Dem P. Franz hatte der Bischof versprochen, er wolle das Geld zum Bau eines Klosters beschaffen, es selber bauen und uns alles zum Leben Notwendige, Kleidung und Unterhalt bestreiten, bis wir selbstständig geworden wären. Wir brauchten nur zu kommen und zu arbeiten und zu beten. Bischof Dr. Ricards hatte für den Anfang nur zehn Ordensleute verlangt. Aber die Zahl der nach Afrika ziehenden Personen stieg bis auf dreihunddreißig. Sie verteilten sich wie folgt: Von Mariastern waren es P. Franz, P. Josef, Fr. Arsenius; von Brüdern: ein Maurer, ein Schmied, ein Zimmermann, ein Spengler, ein Müller, ein Maschinist, und Orgelbauer, ein Webermeister, ein Musikant, die andern waren Bauern und sonstige Arbeiter; zu diesen stießen die französischen Patres: P. Stefan, Niward, Fulgens, dazu kamen noch der Schriftsteller Seibels, eine weltliche Person und ein Kaufmann aus London. P. Franz selber war um diese Zeit schwer am Typhus erkrankt und man wußte nicht, was aus dieser Expedition werden würde. Bischof Dr. Ricards sandte ebenfalls um diese Zeit die versprochenen 2000 Pfund Sterling in mehreren Raten nach Mariastern. P. Franz wurde wieder gesund und, um nicht mit leeren Taschen nach Südafrika gehen zu müssen, machte er eine Sammelkreise durch Österreich und Deutschland, um für Dumbrody zu betteln. Er brachte etwa 300 Pfund Sterling zusammen. Als er wieder im Kloster eintraf, wurden die Reisevorbereitungen getroffen. Von Mariastern nahm man nur die allernotwendigsten Dinge mit, denn man wollte einerseits sich nicht zu sehr beschweren, andererseits das Mutterkloster nicht belästigen. Unter den Sachen befand sich auch eine ziemlich neue Druckerpreß, mitamt den vorhandenen Schriftzeichen, die wir vom „Onkel Ludwig“ (Ludwig Auer) aus Donauwörth zum Geschenke erhalten hatten, da Mariastern d: für keine Verwendung hatte.

Am 21. Juni 1880 feierte man im Kloster das Gründungsfest seines elfjährigen Bestehens und am nächsten Tag, am 22. Juni, um drei Uhr fand die Absfahrt nach Alt-Gradiska, dem österreichischen Grenzorte, statt. Hier bestiegen wir ein Schiff und fuhren auf der Save nach Sissel. Die Schiffsgesellschaft hatte uns freie Fahrt gewährt. In Sissel suchten wir umsonst ein Unterkommen und übernachteten schließlich in einem leeren Tanzsaal, in dem sich eine Bettstelle und ein Harmonium befand. Wir richteten uns auf dem Boden

ein Lager her. Als Abendessen diente uns das von Mariastern noch mitgenommene harte Brot und kaltes Wasser. Nach der Morgenandacht und den hl. Messen in der katholischen Kirche ging es mit der Eisenbahn nach Agram. Wir hatten für die Reise Ermäßigung erhalten und zwar sollten wir 33 Personen den halben Preis der zweiten Klasse zahlen, aber mit der dritten fahren. Das hatten wir nicht verstanden und stiegen ein, ohne bezahlt zu haben. Der Konditeur drohte uns, den Wagen, in dem wir Platz genommen hatten, abhängen zu lassen, wenn wir nicht vorher bezahlten; aber die Lokomotive pfiff und fort ging es, Agram zu. Dort erwartete uns ein Telegramm mit der Aufforderung, zu bezahlen, was wir auch willig taten. In Agram wurden wir von den harmherzigen Schwestern freundlich aufgenommen und gut bewirtet. Von dort ging es über Steinbrück nach Marburg, wo wir im bischöfl. Seminar bei den P. Franziskanern liebenvoll verpflegt wurden. Die Reise ging weiter, über Innsbruck. Dort verschafften uns Wohltäter ein Essen, ein sog. Wirls (Mus) und einige Körbe Kirschen. Letztere nahmen wir mit, da es nur eine halbe Stunde Aufenthalt gab



Eine brave, christliche Familie.

In München wurden wir in einem Gesellenhaus von einem unserer großen Wohltäter, Herrn Trappentreu, aufs beste bewirtet. Wir kamen nach Mainz. Auch hier sorgten Freunde für uns. In Köln nahmen wir in mehreren Abteilungen Quartier bei guten Freunden und im Bauhaus, dann reisten wir über Maastricht nach Antwerpen, dem Endpunkt der Eisenbahnfahrt. In Antwerpen nahmen uns die P. P. Franziskaner-Nekolleken aufs freundlichste auf und traktierten uns aufs freigebigste mit Bier aus der Abtei Westmalle, dem Hauptkloster unserer damaligen Ordensfamilie. Von Antwerpen fuhren wir mit einem holländischen Schiff nach London. Wir gingen sofort an Bord eines englischen kleinen Schiffes, der „Castle Line“, das von Bischof Ricards eigens für uns gechartert worden war für den Preis von 5 Pfund Sterling pro Kopf. Dieses kleine Dampfschiff sollte uns direkt nach Südafrika bringen. Bischof Ricards kam auch an Bord und nahm dem P. Franz das in Deutschland und Österreich gesammelte Geld ab mit dem Bemerkung, arme Ordensleute brauchten keines, nur fünf österr. Heller durfte P. Franz behalten, da der englische Wechsler sie nicht annahm. Das Schifflein schwankte heftig und bald hatten wir alle die Seefrankheit. Am übelsten erging es

P. Franz, der noch dazu den Skorbut bekam und fast nichts mehr genießen konnte. Mit Bischof Ricards kamen noch an Bord ein isländischer Priester, ein Diakon und vier Klosterfrauen. Außerdem hatte der Bischof auf eigene Initiative einen englischen Stier gekauft, der später in Port Elisabeth krepierte, und eine gewaltige, alte Dampfmaschine (Pulhameter), die später, nachdem sie noch lange unnütz herumgestanden, um billiges Geld versteigert wurde. Das Leben auf dem Schiff war originell. Es wurde gebetet, gesungen, Gottesdienst gehalten und gearbeitet. Von Brettern, die wir von England mitgebracht hatten, wurden Bänke und Sitze gemacht. In Madeira, wo das Schiff Kohlen einnahm, gingen einige ans Land, um diese herrliche Insel sich näher anzusehen. Von da bis Kapstadt, während dreier Wochen, gab es dann nur noch Himmel und Wasser zu sehen. In Kapstadt lagen wir ein paar Tage. Das Wetter war uns meist günstig gewesen und nur einige Male gab es Sturm und dann flogen im Speisesaal die Teller und Schüsseln durcheinander. In acht weiteren Tagen lief das Schifflein über East London in Port Elisabeth ein, wo wir an Land gingen. Die Seereise hatte ihr Ende erreicht. In Port Elisabeth wurde Bischof Ricards feierlich empfangen. Es ging im Triumphzuge vom Aussteigeplatz zur Kirche. Wir beteiligten uns auch an der Prozession, hatten aber auch zugleich Sorge, daß wir unsere Sachen in Sicherheit bringen könnten. Wir zogen also mit Gepäck, Taschen und Stühlen beladen in die Stadt ein. In der Kirche sangen wir das Te Deum. Nach dem Segen bezogen wir Quatier in der Schule. Auf dem Boden des Unterkunftsraumes lagen 25 neue Seegrasmatratzen, die für Dunbrody bestimmt waren und uns dienen sollten. Die Kost war recht spärlich, denn wir konnten in der ganzen Stadt nicht soviel Gemüse bekommen, wie wir es benötigten. Es gab eine Suppe und ein wenig gekochte gelbe Rüben, als Zulage Orangen. Damals gab es in Port Elisabeth im ganzen etwa vier bis sechs Milchkühe. Am nächsten Tage fuhren wir mit der Eisenbahn etwa fünf Stunden nach Blunkliff. Für den Bischof und einige Invaliden hatte man einen Wagen und zwei Pferde mitgenommen. Blunkliff war Endstation der Bahn und von hier hatten wir noch etwa fünfsiebtel Stunden zu marschieren. Singend und betend zogen wir fürbaß, vorbei oder besser durch große Dornengestrüppe. Endlich waren wir in Dunbrody. Mons. Terpent, ein Franzose und Freund des Bischofs, war schon mit dem Bau einiger geräumiger Blechhäuser fertig und so konnten wir das Blechloster mit seinen 25 Eisenbetten und den schönen Seegrasmatratzen beziehen. Der Bischof hatte sich auch ein kleines Blechpalais errichten lassen. Allmählich erst dämmerte es ihnen, daß sich hier in Dunbrody nichts anfangen ließe. Schon während der ganzen Fahrt von Port Elisabeth bis Blunkliff war nichts anderes zu sehen gewesen als Dornen. Jegliche Vegetation fehlte. Von Blunkliff an änderte sich die Gegend insofern, als die Dornen größer wurden und mächtige Kakteen sich zu ihnen gesellten. Auch sog River, besonders Splendid und Sunday (Sonntags) River präsentierten ihr allerdings wasserloses Flussbett. Dunbrody stand auf einer Anhöhe, umgeben von der schönsten Kakteenhecke. Ganze Kakteenwälder harrten des Ausrodens. Die erste Mahlzeit in Dunbrody bereiteten Hottentottenweiber, die hier in Dienst standen. P. Franz war mit den Seinen in eine wasserlose, steinige und dornige Wildnis geraten, von den phantastischen Schilderungen dieses humusreichen Landes, hatte sich keine verwirrt. In der trostlosen Wildnis sank einigen der Mut. Die drei französischen Priester des Ordens schüttelten zuerst den Staub von den Füßen und kehrten in ihre Klöster nach Europa zurück, sie zogen das beschauliche Leben dem aktiven vor. P. Franz und seine Leute begannen nun den Kampf mit diesem jämmerlichen Stück Erde. Bald stellte es sich heraus, daß dem Boden die nötige Feuchtigkeit fehlte. Die Dampfpumpe versagte oder leistete geringe Dienste. Bruder Barnabas, der Maschinist und Orgelbauer, hatte einen Windmotor konstruiert. Aber das Leben auf Dunbrody gestaltete sich immer unerträglicher. Der Wassermangel war zu groß. Was an Erbsen, Bohnen und Hafer gezogen wurde, fiel den unzähligen Affen zum Opfer, die in den Kakteenwäldern und Dornengestrüppen ihre Schlupfwinkel hatten. Die anderen Anlagen wurden von Springböcken und Hasen vernichtet. Trotz alledem verzweifelten die tapferen Pioniere nicht, zumal sie von

Bischof Ricards mit dem Notdürftigsten versehen wurden. Im zweiten Jahre ihrer Arbeit hatte es nur an zwei Tagen geregnet; fast alle Bäche, Flüsse und Quellen waren versiegt. Es gab kaum Trinkwasser genug und selbst die Quelle am Balsameter hatte kein Wasser mehr. Zweieinhalb Jahre hatten wir uns fast nutzlos geplagt und schon war der Gedanke aufgetaucht, Dunbrody aufzugeben, als uns die Zumutung gemacht wurde, für das Gebiet, das wir mit unserem Schweiß besuchtet, auch noch 4000 Pfund Sterling zu bezahlen. P. Franz wollte dem Bischof 2000 Pfund Sterling geben, denn er wollte Dunbrody halten



Am Brunnen

der Bischof ging nicht darauf ein, die anderen 2000 Pfund Sterling daraufzulegen. Da mit dem Bischof keine Verständigung erzielt werden konnte und letzterer sogar die Absetzung des P. Franz betrieb, entschlossen wir uns, Dunbrody zu verlassen und nach Natal auszuwandern. Da legte sich der Provinzial der Jesuiten, P. Weld, ins Mittel. Er bezahlte die 4000 Pfund und erwarb die Farm für sein Noviziatshaus. Nun konnten wir mit gutem Gewissen Dunbrody verlassen. P. Franz stellte es jedem frei, nach Mariastern zurückzukehren, aber wir entschlossen uns, nach Natal zu ziehen. Wir begannen unsere Sachen zu packen, und das dauerte fast drei Monate. Wir hatten 375 große und kleine Kisten. Es waren meist Gegenstände

die wir selber gemacht oder erworben hatten. Dazu kam die Ausrüstung des Kirchleins, Glocken und all die notwendigen Dinge, die uns die lb. Wohltäter geschenkt hatten. Die Gebäude, die wir noch neben der großen Anlage errichtet hatten, überließen wir den Jesuiten. Das Beste von Dunbrody war, daß es ein gesundes Klima besaß. Während der ganzen Zeit unseres Hierseins ist niemand von unseren Leuten gestorben. Wir waren ungefähr 43 Personen, ohne den P. Franz; dieser war inzwischen nach Europa gereist, um neue Hilfsquellen zu erschließen. Wir machten ihm durch Kabeltelegramm Mitteilung von unseren Absichten. Unter Führung des P. Josef zog der erste Trupp, 25 Mann, nach Durban. Hier wurden diese von Bischof Jolivet und mehreren Geistlichen aufs freundlichste empfangen. Da es in Durban nirgends Unterkunft für uns gab, so nahmen wir einstweilen Wohnung auf dem sog. Bluff, wo die Klosterfrauen von der hl. Familie ein Haus und eine Farm hatten und wo sich auch eine Blechkirche befand. Zu beiden Seiten hatten wir das Meer und wir freuten uns und hatten in kurzer Zeit alle Beschwerden vergessen. Wir lebten denkbar einfach etwa zwei bis drei Wochen. Wir lebten nur von Brot, Melonen und etwas Süßkartoffeln, die wir von den Kaffern erstanden. Das Geld für die Reise nach Natal lieh uns ein guter Irländer, Mr. Schwann. P. Franz hat es ihm wieder zurückbezahlt. Wir konnten nicht länger auf dem Bluff bleiben, da die Schwestern von Durban hier ihren Ferienaufenthalt nehmen wollten. Bischof Jolivet bot uns nun die ihm gehörige Missionsstation St. Michel bei Umzinto zur Besetzung an. P. Josef ritt mit einem Oblatenpriester, dem P. Hammer, dorthin, konnte sich aber nicht entschließen, diese zu übernehmen, da die Begeverhältnisse zu schwierig waren. Inzwischen wurde das Gepäck nach der Station Isipingo, der nächstgelegenen Eisenbahnhaltestelle, geliefert.

Während unseres Aufenthaltes am Bluff hat man nicht viel Rücksicht auf uns genommen, sondern uns als eine herrenlose Schar betrachtet. P. Hammer behauptete sogar, wir seien aus Rand und Band geraten. Der größte Miesmacher unter uns war ein Franzose, der sich redlich Mühe gab, uns gegen P. Franz aufzuheben. Unter diesen Umständen war es eine Erlösung, als plötzlich P. Franz eintraf. Am nächsten Tage faustete er das Land nächst dem jetzigen Mariannhill bis zur Mühle und am folgenden Tage zogen die ersten Brüder nach Mariannhill. Es war am 17. Dezember 1882. Dieser Tag ist also der Gründungstag. Bald darauf trafen die 375 Kisten von Isipingo wieder ein. Sie wurden aufeinander gestellt und ein großes Wagentuch darüber gespannt; die erste Wohnung auf dem neuen Gebirg war fertig. Wir kochten im Freien und schließen zwischen den Kisten unter der Wagendecke. Das nächste Haus war ein Gotteshaus; es wurde später mit ungebrannten Ziegeln ausgemauert. Später wurde die Crowder-Farm über der Mühle gekauft und bald darauf mit dem Bau einer neuen Mühle begonnen. In der neuen Mühle wurde die Druckerei untergebracht. Die Mühle war Bruder Nivards Erstlingswerk; er hat hier die ersten Ziegel gelegt. Als wir noch in Mariafern waren, hatten wir Herrn Braun kommen lassen, damit er dort eine alte, ausgeleierte und uns geschenkte Druckerprese gangbar machen sollte; er konnte aber nichts anfangen. Wir beriefen nun denselben Herrn nach Mariannhill, um dort unsere Brüder in den Druckereibetrieb einzuführen. Es wurden mit Hilfe edler Wohltäter neue Maschinen angeschafft und der Druck eines originellen Kalenders betrieben, in den P. Franz in seiner ungewöhnlichen Sprache manchen Artikel hineingeschrieben hat. Auch das „Bergiszmennicht“ erstand hier zuerst unter dem Namen „Fliegende Blätter“, von Herrn Seibels noch gesetzt und gedruckt. In Dunbrody waren zwei Nummern von P. Franz und eine von P. Josef herausgegeben worden. Diese „Fliedenden Blätter“ machten uns schon mit unsern Wohltätern in Europa bekannt. Almosen und auch Postulanten mehrten sich. In Mariannhill erhielten diese „Fliedenden“ dann einen andern Namen, zuerst „Der Trappist unter den Kaffern“; dieser etwas abenteuerlich klingende Titel machte bald dem vertrauten und heimatisch anmutenden „Bergiszmennicht“ Platz.

Unsere erste Lehrerin war Schwester Klara, welche schon vor ihrem Eintritt ins Kloster

unsere erste Mädchenchule leitete. Eine Methode zur Bekämpfung der Heiden kannten diese ersten Mariannhiller noch nicht, da sich der Orden, dem sie angehörten, nicht mit Heidennission befasste. Ihre Hauptarbeit war außer den geistlichen Übungen landwirtschaftliche Handarbeit; heute noch liegt manchem alten Pionier das Holzspalten besser als Bücherwälzen. Da man aber doch auch missionieren wollte, so versuchte man sich auf drastische Mittel. Aller Anfang ist schwer, aber es geht. Man kam auf den originellen Gedanken, die Heidennission mit Musik einzuleiten. Es wurde also eine Blechmusik gegründet und P. Othmae nahm die Sache in die Hand. Ein gewisser Bruder Josef, seines Zeichens Schuster, wurde zum Tam-



Bei der Wahrsagerin

bour bestellt. Er trommelte die Musikanteren im Kloster zusammen. Auch eine große türkische Trommel wurde beschafft, die mit ihren dröhnen den Schlägen der Musik den nötigen Nachdruck verlieh. Die Käffern staunten zunächst, dann kamen sie. Den eifrigen und gelehrigen Eingeborenen wurden Bekleidungsstücke gegeben, und diese so an Kultur gewöhnt. P. Hyazinth, damals noch nicht Priester, studierte schon die Käffernsprache und wurde der erste Missionar bei den armen Heiden. Später trat die Musik als „Bekämpfungsmittel“ wieder in den Hintergrund. Bald erschienen die ersten Missionsschwestern in Mariannhill, die wackeren Schwestern vom kostbaren Blut. Sie übernahmen die Mission bei der weiblichen Jugend. Zuerst waren es weltliche Personen, die sich dieser Aufgabe widmen sollten. Sie erhielten ein besonderes Kleid. Ihre Regeln wurden bald ausgebaut und heute haben sie an Zahl ihrer Niederlassungen und Mitglieder die Missionare von Mariannhill weit überschüngelt.

Langsam, aber stetig aufwärts entwickelte sich das Missionswerk, die Hauptaufgabe Mariannhills. Noch viele Stürme kamen über die Gründung des P. Franz, aber immer fester wurzelte sein Werk. Und heute nach 40 Jahren steht Mariannhill festgesetzt, auf eigenen Füßen und reiht sich würdig ein in die Schar der missionierenden Orden. Mit Bewunderung lauschen die Jüngsten der Genossenschaft den Worten der alten, ergrauten Missionare und hoch schlagen ihre Herzen, es jenen an Opfergeist, Opfermut und Entzagung gleichzutun. Die alten, müden Kämpfer aber dürfen voll Vertrauen auf die Jungen schauen, sie werden in ihren Bahnen

fortwandeln, wenn auch vielleicht mit anderen Mitteln, doch das gleiche Ziel verfolgend. Der Segen Gottes ruht auf dem Werke des unvergesslichen P. Franz und sicher hat er in der Ewigkeit freudig Anteil genommen, als sein bescheidenes Abtschlößl in einen bischöflichen Thron verwandelt wurde. Das Apostolische Vikariat Mariannhill ist eingefügt in den hierarchischen Bau der hl. Kirche und sein erster Bischof fleht um Segen für das gottgewollte Werk und mit ihrem Bischof beten alle Mariannhiller.

P. D.



## Missionsfahrten und Reiseabenteuer eines Glaubenshelden in alter Zeit.

Fortsetzung.

Unterdessen rückte die Zeit immer näher, zu welcher wir, wie wir wußten, den Türken sollten ausgeliefert werden, und da alle Mittel, welche wir bis jetzt zu unserer Rettung erfunden hatten, sich als unzulänglich erwiesen, so blieb uns kein anderer Ausweg mehr übrig, als irgend einen Zufluchtsort zu suchen und uns zusammen oder einzeln zu verbergen, um irgend eine Änderung der Dinge oder die Ankunft der erbetenen Hilfe aus Indien abzuwarten. Nach langer Überlegung entschlossen wir uns endlich, unsere Zuflucht zu dem Baharnagash Johannes Afay zu nehmen, welcher sich schon seit längerer Zeit gegen den Negus empört und unabhängig von ihm gemacht hatte. Ich begab mich auf den Befehl meiner Obern heimlich zu ihm und nachdem der Vertrag abgeschlossen war, kehrte ich zurück, um den Patriarchen und die übrigen Ordensgenossen abzuholen. Es gelang uns, die Aufmerksamkeit unserer Wächter zu täuschen, und wir gelangten glücklich zu dem Baharnagash, welcher uns sehr gütig empfing und nach dem etwa drei Meilen von seiner Residenz entfernten, sehr steilen und nur an einer einzigen Stelle zugänglichen Felsen Adicota zu bringen befahl, wo wir uns in vollständiger Sicherheit zu befinden glaubten. Das Ende entsprach jedoch keineswegs diesem erfreulichen Anfange, denn Afay ließ uns alsbald wissen, daß er uns an einen anderen, noch weit sichereren Ort zu versetzen wünsche. Wir waren in der Tat von Muhammedanern und Leibern umgeben und mußten auf unserer Hut sein, aber wir genossen doch einer scheinbaren Ruhe und konnten uns stets Linsen und sogar einiges Getreide zu unserer Nahrung verschaffen; auch war ich, nachdem wir unsere sämtlichen Habseligkeiten verkauft hatten, auf den Einfall gekommen, mich als Arzt zu empfehlen; gute Kundskraft blieb nicht aus und reichte hin, um uns die nötigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Leider mußten wir dem Verlangen unseres Beschützers Folge leisten und unsern Wohnort so oft wechseln als es ihm beliebte; da uns jedoch diese Veränderungen, welche in der heißesten Jahreszeit stattfanden, sehr beschwerlich fielen und man uns, stets an einen noch schlimmeren und ungesunderen Ort brachte, so suchte ich den Baharnagash auf, um ihm Vorstellungen über die unserer Übereinkunft widersprechende schlechte Behandlung zu machen. Ich fand ihn mit den Vorbereitungen zur Ausführung eines abenteuerlichen Vorhabens beschäftigt, wozu ihn einige unwissende Mönche beredet hatten. Er glaubte nämlich fest, unter einem ihm näher bezeichneten Berge läge ein großer Schatz verborgen, dessen Hebung ein ihn bewachender Teufel zu verhindern gewußt habe, dieser sei aber jetzt blind und hinkend und überdies durch den Verlust seines Sohnes und durch die Krankheit seiner Lahmen und einäugigen Tochter in so großer Betrübnis, daß er die Hüttung des Schatzes vernachlässige. Um jedoch gegen jeden Zufall gesichert zu sein, hatte man einen durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit berühmten Mönch kommen lassen, welcher den Teufel, wenn er etwa dennoch sich zu widersezgen wage, beschwören sollte. Ich schloß mich auf di